

Vom Sinn des Sterbens

Autor(en): **Bossart, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1956-2007]**

Band (Jahr): **62 (1979)**

Heft 9

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-412529>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom Sinn des Sterbens

«Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde . . .», so steht es zu lesen im biblischen Schöpfungsbericht (1. Moses 28). Bei dieser Textstelle indes scheint sich Moses, oder wer immer diesen Satz geschrieben haben mag, etwas übernommen zu haben. Er scheint sich keine Gedanken darüber gemacht zu haben, wie sich eine exponentiell fortschreitende Vermehrung dereinst auswirken würde, und dies erst noch unter der Voraussetzung der Unsterblichkeit (die ja vor dem sogenannten Sündenfall noch gegolten haben soll). Hätte er sich einmal die Erdbevölkerung ausgerechnet, die sich im Verlaufe von nur 2000 Jahren nur schon bei einer Verdoppelung im Abstand von jeweils 25 Jahren ergeben würde, so hätte er das fatale Segenswort wohl aus seinem Konzept gestrichen. Aber so weit war man damals in der Mathematik noch nicht. So blieb dem Schrifturheber der Erkenntniswert der Multiplikation — hier in der Gestalt der Potenzierung — verschlossen und damit die Einsicht, dass **Qualität** — hier die Qualität aktiven Menschseins — auf dem Weg über die **Quantität** — hier die unbegrenzte Fortpflanzung — notwendigerweise zur **Absurdität** führen würde, zur Absurdität eines unsäglich dichten, jede freie Entfaltung, ja schliesslich jede Tätigkeit überhaupt verunmöglichten Menschenhaufens.

Spätestens an diesem Punkt der Reflexion, bei der Vorstellung einer die ganze Landfläche der Erde bedeckenden, turmhohen Schicht menschlicher Leiber, erschliesst sich uns Heutigen die Erkenntnis, dass der Tod nur schon als begrenzendes Regulativ der Quantität eine unabdingbare Notwendigkeit ist.

Die Begründer der religiösen und philosophischen Systeme von der Antike bis zur Scholastik und darüber hinaus empfanden in ihrer Mehrheit eine intensive Abneigung gegen die Vergänglichkeit, gegen den Tod, der jedem Lebewesen ein Ende setzt, wie gegen den Wandel der Formen in der dinglichen Welt. Und eben, weil ihnen

die Vergänglichkeit aller irdischen Wesen und Dinge ein Aergernis war, suchten sie das, was ihnen einen Wert bedeutete, der Zeitlichkeit zu entheben. Sie suchten und fanden ein statisches, aller Wandelbarkeit entzogenes, ewig in sich ruhendes Sein, ein Sein der Funktionslosigkeit, beziehungsweise ein Sein, dessen einzige Funktion darin bestand, dem menschlichen Denken jederzeit verfügbar zu sein. Darauf gründeten sie eine Ontologie des ruhenden Seins, der wir heute aufgrund unserer wissenschaftlichen Erfahrung eine Ontologie des werdenden (und vergehenden) Seins gegenüberstellen müssen.

Im Rahmen einer solchen Ontologie des prozesshaften Seins gewinnt der Tod natürlich eine neue Bedeutung. Der Erklärungsversuch, der beispielsweise Paulus voll zu befriedigen vermochte, nämlich, dass der Tod als Strafe für einen mysteriösen Sündenfall betrachtet und als solche hingenommen werden müsse, hat für uns Heutige jeden Sinn verloren, und zwar so sehr, dass es sich nicht einmal mehr lohnt, darüber überhaupt zu diskutieren. Die Einstellung dieses Apostels zum Tod war ebenso unreflektiert wie seine Meinung bezüglich der geschlechtlichen Liebe (unter Eheleuten, versteht sich), der er, abgesehen von der Fortpflanzung, keinen anderen Sinn beizumessen wusste als den eines Heilmittels gegen die (ihm verhasste) Begierde. In Wahrheit gehören beide Dinge zusammen: dem Tod kommt die Aufgabe zu, die im Lebensprozess abgenutzten Strukturen zu zerschlagen, sie in anorganische und damit vielfältig neuverwendbare Substanz zurückzuführen; die geschlechtliche Liebe hingegen — ja schon die Trennung in zwei Geschlechter — hat den Sinn, die Lücken zu schliessen, die der Tod mit der Notwendigkeit des gehäuften Zufalls in die Reihen der Lebenden reisst.

Wenn ich sage, der Tod habe die Aufgabe, verbrauchte Strukturen zu vernichten, oder wenn ich sage, der Tod reisse fortgesetzt Lücken in die Reihen der Lebenden, so sind das

natürlich Metaphern. Der Tod ist kein — beziehungsweise nur ein grammatisches — Subjekt. Er ist nichts und niemand. Er ist nichts weiter als der negative Aspekt des Lebensprozesses, in dem Ab- und Bautendenzen sich die Waage halten, bis sich schliesslich der eine Waagebalken allmählich oder auch plötzlich nach unten senkt. Der Tod ist dem Leben immanent. Er ist der zweite Pol unserer Lebensbatterie, ohne den es keine vitale Spannung und keine Anstrengung zum täglichen, stündlichen Überleben gäbe. Wir erleben und bejahen dieses Andere ganz selbstverständlich als die kleine Pause, die jeden Schlag des Herzens vom nächsten trennt. Es ist der kleine Abgrund, den der Lebenswille in jeder Sekunde unseres Daseins aufs neue überspringt, bis das alte Herz einmal nicht mehr mag und der Abgrund sich ins Unendliche weitet.

Über dieses Unendliche macht die Theologie bestimmte (oder auch weniger bestimmte) Aussagen, die indessen den Bereich des Wissens und der Wissenschaft verlassen. Für die Philosophie von Bedeutung ist die auf die Psychologie verweisende Frage, warum der Mensch als einziges Lebewesen die Unbescheidenheit hat, sich nicht mit dem einmaligen, unwiederholbaren Leben auf dieser Erde zu begnügen. Die Antwort ist einfach: Der Mensch fürchtet den Tod, das dereinstige Nichtmehrsein, weil er als einziges Lebewesen in jedem Stadium seiner bewussten Existenz um dieses sein Schicksal weiss. Dieser Einsicht aber wirkt der Selbsterhaltungstrieb entgegen, woraus sich die «Notwendigkeit» ergibt, das Triebziel über die Dauer der irdischen Existenz hinaus zu verlängern. Aber auch der Sozialtrieb kommt hier zum Zuge, der Wunsch, liebe Mitmenschen über den Tod hinaus zu behalten.

Gefährlich wird die Sache, wenn die Hoffnung auf eine jenseitige Welt als Entschuldigungsgrund für jegliche Verantwortungslosigkeit gegenüber der Erde und ihren auf unsere Gnade angewiesenen Geschöpfen benutzt wird. Das Menschliche am Menschen ist nicht seine religiöse Phantasie, das Menschliche am Menschen ist sein Erbarmen.

Adolf Bossart, Rapperswil